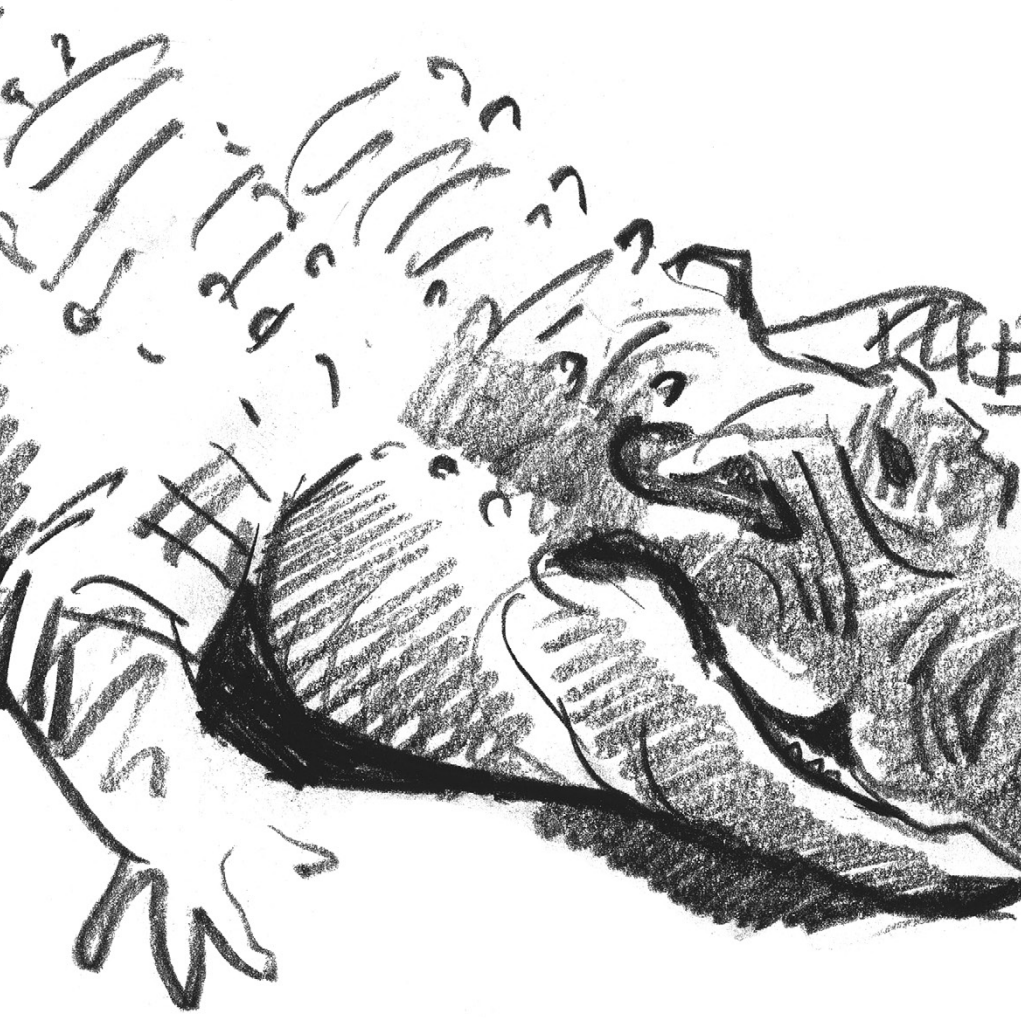



**PAVEL  
FEINSTEIN**

**KROKODI  
LOPOLIS**





**PAVEL  
FEINSTEIN**



**KROKODI  
LOPOLIS**

**HIRMER**

# INHALT

- 8 **PROLOG**
- 16 **1. KAPITEL**  
in dem der Verfasser der Ehe-Falle zu entkommen sucht  
und in dem weitreichende Entscheidungen getroffen werden
- 26 **2. KAPITEL**  
in dem sich die Eselin Deborah, der Verfasser, der Käse  
und ein Weggefährte zusammenfinden
- 36 **3. KAPITEL**  
in dem der Verfasser und Shlomo in ein Bacchanal geraten  
und ihren Mann stehen müssen
- 46 **4. KAPITEL**  
in dem die beiden den Käse endlich loswerden, einen jungen  
Sklaven geschenkt bekommen und in der Hafenstadt Caesarea  
Maritima ihre Firma gründen
- 56 **5. KAPITEL**  
in dem vom Erfolg, von den Phalli und vom Zeichenunterricht  
bei Meister Kleon die Rede ist
- 66 **6. KAPITEL**  
in dem der Verfasser und Shlomo, von den Mühen des Zeichnens  
gebeugt, durch das Auftauchen der sagenhaften Phryne getröstet  
werden
- 78 **7. KAPITEL**  
in dem Asasel Phryne in null Komma nichts erobert
- 90 **8. KAPITEL**  
in dem Shlomo sich nach Baiaie begibt, der Verfasser sich nach  
Alexandria einschiff und Mordechaj das gekaperte Schiff entert
- 102 **9. KAPITEL**  
in dem man sich in Alexandria häuslich einrichtet und  
Freundschaft mit dem *lesonis* Petosiris schließt

- 114 **10. KAPITEL**  
in dem von Shlomos Pech, aber auch von seinem Erfolg erzählt wird
- 126 **11. KAPITEL**  
in dem der Verfasser, Shlomo und Agraphena sich auf den Weg nach Krokodilopolis machen und Mordechaj von Agraphena in flagranti erwischt wird
- 138 **12. KAPITEL**  
in dem *Pentelitha*, das Knöchelspiel, gespielt und für die Ewigkeit gemalt wird
- 152 **13. KAPITEL**  
in dem es den Verfasser, Asasel und Phryne nach Karthago verschlägt, wo sie mit Apuleius Bekanntschaft machen
- 164 **14. KAPITEL**  
in dem der Verfasser mitsamt seiner Entourage nach Caesarea und zu häuslichen Freuden zurückkehrt
- 178 **15. KAPITEL**  
in dem der Verfasser noch einmal nach Krokodilopolis reist und schließlich mit einer ausschweifenden Nilreise belohnt wird
- 192 **16. KAPITEL**  
in dem der Verfasser Lukians Freundschaft gewinnt und Chaja in sein Leben tritt
- 206 **17. KAPITEL**  
in dem der Kreis sich schließt und der Verfasser vorläufig seine Ruhe findet
- 220 **SHIMONS JÜDISCHE SPRACHBOX**

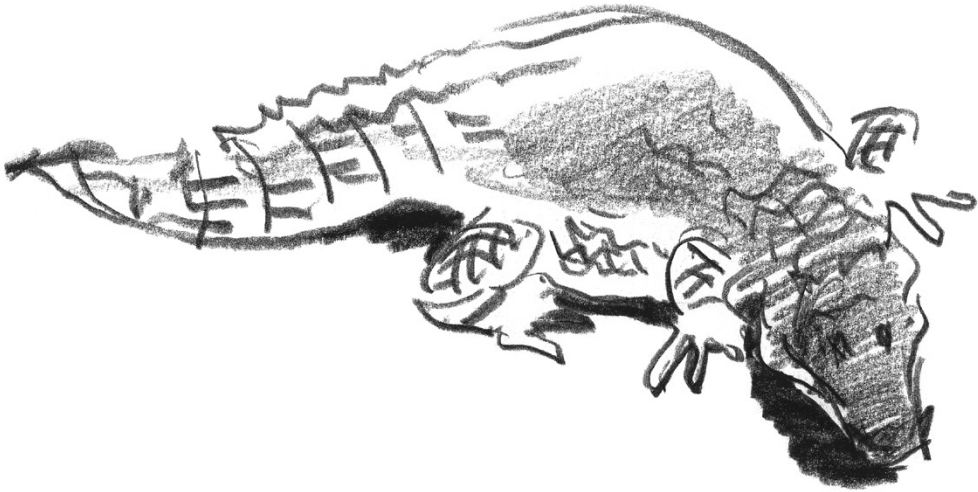


*Und ich sah:  
alle Mühsal und alles Können  
entsprossen dem Neid.  
Auch das ist Eitelkeit  
und Greifen nach dem Windhauch.*

Kohelet 4:4



## PROLOG



Im Jahre 1936 führte der rührige Archäologe und Dominikanermönch Pater Louis-Hugues Vincent von der École Biblique zu Jerusalem einige Probegrabungen im Norden Galiläas durch. In der Nähe von Kfar Nahum, dem antiken Kapernaum, stießen seine Arbeiter eines Morgens auf eine recht ungewöhnliche Grabkammer: sie war, von einer Kalksteinplatte abgedeckt, fast drei Meter lang, zwei Meter breit und etwa achtzig Zentimeter hoch. In der Kammer befand sich ein aus dem gleichen Kalkstein gefertigtes Ossuar, mit menschlichen Knochen darin. Links von dem Ossuar lag, die gesamte Länge der Grabkammer einnehmend, das Skelett eines *Crocodylus niloticus*, eines Nilkrokodils – ein zugegebenermaßen für diese Gegend äußerst überraschender Fund. Auf der anderen Seite des Ossuars stand ein breiter Tontopf, in dem vier



dicke, etwa fünfunddreißig Zentimeter breite Pergamentrollen staken. Der Rand des Topfes war mit einer Inschrift versehen – auf den ersten Blick dem Namen der hier wohl bestatteten Person.

Gegend Abend kam ein aufgeregter Arbeiter, den man zum nahe gelegenen Dorf geschickt hatte, um Lebensmittel zu besorgen, und berichtete von großem Unmut unter den Fellachen – im Dorf gehe das Gerücht um, die Ausgräber schändeten das Grab eines muslimischen Heiligen, eines Drachentöters und Gefährten des Propheten. Um Schlimmeres abzuwenden, solle man die Grabkammer schleunigst wieder mit der Kalksteinplatte zudecken, die Aushebung zuschütten, alles zusammenpacken und noch heute von hier verschwinden. Dem Pater Vincent blieb nichts anderes übrig, als der Empfehlung zu folgen. Allerdings ließ er auch den Topf mit den Pergamentrollen einpacken und im Gepäck verstauen. Unglücklicherweise stolperte der Arbeiter, der den schweren Tontopf hielt, in der allgemeinen Hektik und schlug den Topfrand mit der Inschrift an der Grabplatte auf, sodass ein Teil absplitterte. Wäre es heller gewesen und würde man die Ausgrabung nicht so Hals über Kopf verlassen müssen, hätte man die Splitter noch einsammeln und später zusammensetzen können. So aber blieb die Inschrift beschädigt und der Name unvollständig. Später, in seinem Arbeitszimmer im Konvent St. Étienne in Jerusalem, stellte Pater Vincent fest, dass der Name, recht ungeschickt in hebräischer Quadratschrift in den Topfrand eingekratzt, Shimon ben S. heißen müsse. Der Rest des Vaternamens war auf den verlorenen Splittern an der Ausgrabungsstelle geblieben. Aber auch so konnte man sicher sein, keine bekannte und bedeutende Persönlichkeit der biblischen Geschichte vor sich zu haben. Der einzige Shimon, dessen Vatername mit S oder Sh anfang und

der von Bedeutung wäre, war Shimon ben Shetach, aber der hatte wesentlich früher gelebt, zu Zeiten König Alexander Jannäus', während das Grab anhand des Topfes eindeutig auf das dritte christliche Jahrhundert datiert werden konnte. Die Pergamentrollen waren für Pater Vincent ebenfalls eine Enttäuschung: Sie waren brüchig, und die antike Rußtinte, mit der sie beschriftet worden waren, schien von minderer Qualität gewesen zu sein; sie zerbröselte so stark, dass nur wenige Buchstaben und noch weniger Wörter zweifelsfrei zu lesen waren – eine mühsame und undankbare Arbeit.

Und so landete der Tontopf samt Pergamentrollen besserer Zeiten harrend in der archäologischen Asservatenkammer des Konvents St. Étienne. Die Geschichte und die Beschreibung des Fundes fand später eine Erwähnung in der *Revue Biblique* von 1937.

Diese besseren Zeiten brachen an mit der Erfindung der Fluoreszenz-Fotografie. Allerdings befand sich der Topf zu diesem Zeitpunkt schon lange nicht mehr in der Obhut des Konvents. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges kam er auf verschlungenen Wegen in den Besitz eines historisch interessierten Leutnants der Britischen Armee. Nach Abzug der Briten und dem Ende des Mandats tauchte der Topf auf dem archäologischen Schwarzmarkt auf, wechselte mehrmals den Besitzer und wurde schließlich bei einem zwielichtigen Händler durch die israelische archäologische Behörde konfisziert.

Im Labor des Israel-Museums und im Lichte der UV-Strahlen entpuppten sich drei der Rollen als Memoiren eines vagabundierenden Künstlers Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mit Beschreibungen seiner angeblichen Bekanntschaften – darunter große Autoren der Antike, Apuleius und Lukian – und einiger anderer, ziemlich unwahr-

scheinlicher Begebenheiten. Geschrieben hauptsächlich in Aramäisch, aber auch mit hebräischen, griechischen und lateinischen Einsprengseln, erweckt der Text den Eindruck, von einem prahlerischen Aufschneider verfasst worden zu sein, einem hemmungslosen und selbstgefälligen Fantasten. Einige interessante Erkenntnisse kann man jedoch hinsichtlich der Lebensmittelherstellung seiner Zeit gewinnen, speziell was die Herstellung von Käse in der Antike betrifft. Auch sonst entbehrt das vorliegende Buch nicht einiger unverfälschter Einblicke in die gesellschaftlichen Strukturen und religiösen Bräuche des ausgehenden zweiten und beginnenden dritten Jahrhunderts.

Die vierte Pergamentrolle war von geringerem Interesse. Sie enthielt lediglich Zeichnungen und Skizzen. Mit Holzkohle ausgeführt, zeigen sie eine gewisse Leichtigkeit in der Darstellung von Menschen und Tieren, aber ohne, wie übrigens auch die Memoiren selbst, berechtigten Anspruch auf zweifelsfreien Tiefgang erheben zu können.

Ich meine dennoch, dass das nun vorliegende Buch, das diesem Shimon ben S. wohl eindeutig zuzuschreiben ist, durchaus kurzweilig ist und dem geneigten Leser ein paar Stunden unterhaltsamer Lektüre bereiten kann.





## 1. KAPITEL

in dem der Verfasser der Ehe-Falle  
zu entkommen sucht  
und in dem weitreichende  
Entscheidungen getroffen werden



Unser Dorf in den Judäischen Bergen hieß *Anus Mundi*. Das war natürlich nicht sein ursprünglicher Name, der lautete nämlich so ähnlich wie Ziegenquelle. Laut der Legende verschlug es eines Tages einen römischen Prätor auf Inspektionsreise in unser Dorf. Nachdem er sich bei uns umgeschaut und Geschenke eingestrichen hatte, seufzte er tief und sagte, er sei hier wohl wirklich am Arsch der Welt. Arsch der Welt hat er auf Lateinisch (*Anus Mundi*) gesagt. Zunächst regte sich noch Widerstand seitens unserer Dörfler gegen den neuen Namen, schließlich waren sie im Besitz gewisser ästhetischer Gefühle, wenn sie bei uns auch nicht so stark ausgeprägt sind wie in der Stadt. Diese Geringschätzung war äußerst ärgerlich. Aber dann gewöhnte man sich daran – mit der Reichsleitung zu diskutieren, lohnte sich nicht. Diese Begebenheit hat sich lange vor meiner Zeit zugetragen, und ob sie so stimmt, wie erzählt wird, das kann ich nicht sagen.

Ich war schon kein Kind mehr, hatte meine *pubertas* bereits hinter mir, als unser Dorf wiederum Besuch bekam. Ein glatt rasierter Mann mit rundlichem Bauch, der Selbstzufriedenheit und Prosperität ausstrahlte und in eine fast durchsichtige grüne Toga aus irgendeinem ausländischen, angeblich von Larven gewebten Stoff gewandet war. Und, man stelle sich vor, er war auch parfümiert! Mit persischem Rosenwasser. Selbst unsere Dorfziegen waren schockiert und hielten den Atem an, wenn er in der Nähe war. Gerüche aus einer sehr, sehr fernen Welt drangen in unseren Alltag. Mit einiger Mühe erkannte man in ihm schließlich Joseph, den Rotzlöffel von einem Sohn unseres Dorfschmieds Chaim. Fünfzehn Jahre zuvor war er verschwunden, den väterlichen Prügeleinheiten entflohen. Und nun kam er zurück, um zu zeigen, dass aus ihm etwas geworden war. Er habe fast die ganze Welt bereist, in Athen griechische Buchhaltung studiert, sei sogar in By-

zanz gewesen und lebe nun als Kaufmann in Alexandria. Womit er Handel treibe, erzählte er uns nicht, streute lediglich nebulöse Andeutungen über seine Beziehungen nach ganz oben und über seine Freundschaften mit den bekanntesten Tragödiendichtern unserer Zeit ein, mit Letzteren war er angeblich sogar per Du. Die Stadt Alexandria lobte er über den grünen Klee. Er erzählte vom dortigen Nachtleben, von Mixgetränken auf Basis eines Papyrusdestillats und von Frauen, die ebenso schön wie barmherzig waren und so aufgeschlossen, dass selbst nubische Sklaven mit ihrer Zuneigung rechnen konnten. Allerdings machte er einen Fehler, als er eingestand, ein Epikuräer zu sein. Denn unsere Dörfler waren, obwohl nicht ganz ungebildet, dennoch sehr konservativ und fest in ihrem überlieferten Glauben an den Einen, der gewiss keinen Zweiten an Seiner Seite brauchte. Damit war Joseph ben Chaim bei uns endgültig unten durch. Wetterfahne halt ... Was hatte man schon von einem solchen Luftikus zu erwarten? Nichts. Ein Mensch ohne Rückgrat und Substanz. Der ganze Respekt, den er zunächst durch seine Erscheinung erworben hatte, schmolz dahin.

Der Einzige, der weiterhin an seinen Lippen hing, war ich. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als seine ganze Prachtentfaltung an mich zu verschwenden. Als er sich zur Erleichterung des ganzen Dorfes wieder auf den Weg machte, lud er mich ein, ihn in Alexandria zu besuchen und überhaupt ... ich solle auch von hier fortgehen, um mein Talent nicht hier zu begraben. Talent ... Er war der Erste, der meine allgemein belächelte Neigung, alles zu zeichnen, was mir vor Augen kam, als Talent bezeichnete. Damit hat er mir sehr imponiert. Denn alle unsere Dörfler hielten mich entweder für nicht ganz dicht, nicht wenige bezichtigten mich gar der Sünde (womit sie, wie ich jetzt gestehen muss, nicht ganz Unrecht hatten).



Als ich einmal den Kaleb, den Veteran der Hasmonäischen Kriege mit Hilfe meines rechten Zeigefingers im Sand verewigt hatte, erwischte mich besagter Kaleb am linken Ohr und wischte mit meiner rechten Gesichtshälfte unter dem Gejohle der Umstehenden mein Werk weg. Und das, obwohl er selbst gestehen musste, dass ich ihn gut getroffen hatte. Oder gerade deswegen?

Als Joseph nun abgereist war, fing ich an, fürchterlich zu schmachten. Auch früher war mir durchaus bewusst, dass die Welt direkt hinter unseren Bergen nicht zu Ende war, dass es große Städte gab, und dass man in dieser Welt einiges mehr tun könne, als Ziegen zu hüten, in der Erde zu wühlen oder darüber zu grübeln, worüber sich die Schulen von Hillel und Shammai nicht einigen konnten. Und so verfestigte sich das Gefühl in mir: ich muss weg von hier.

Dieses Gefühl trug an dem Tag endgültig den Sieg davon, an dem mich der unverwütlliche Veteran der Hasmonäischen Kriege Kaleb mit seiner Enkeltochter erwischte, und zwar ausgerechnet in dem höchst schöpferischen Moment, als ich die frühreife Dina-Calliope in Ton modellierte. Als Aphrodite Callipigia, die mit einer lasziven Geste ihren Chiton abwirft. Um bei der Wahrheit zu bleiben, muss ich hinzufügen, er hatte seinen Augen nicht sofort getraut. Vermutlich, weil ich Dina etwas abrundete und ihre spitzen Brüstchen ein wenig schwerer und präsenter gemacht hatte, ähnlich denen von Kaleb's Schwiegertochter – dem Objekt stiller Begierde des gesamten *Anus Mundi*.

Zunächst hatte er, wie ich bereits sagte, seinen Augen nicht getraut. Als ihm aber klar wurde, dass seine Augen für das, was sie sahen, nichts konnten, schrie er auf und ging zu einer wütenden Attacke über, indem er versuchte, mich mit einer Hand zu fassen zu kriegen, während er mit der zweiten

gleichzeitig nach meinem Werk zu greifen versuchte, zornig wie Marduk höchstpersönlich.

Dina schnappte sich flink ihren Chiton und entschwand gerade noch rechtzeitig, bevor der alte Dummkopf mit seinem Geschrei alle Nachbarn über die kostenlose Vorstellung in Kenntnis setzte. Der Skandal war perfekt, und unsere Klatschmäuler hatten ihre Freude daran.

Die, die mich noch irgendwie mochten, schauten mich nur noch kopfschüttelnd an, und andere ... ach, lassen wir das lieber ... An Kaleb habe ich mich später gerächt: bevor ich das Dorf verlassen habe, bemalte ich die Wände seines Hauses mit Wasserfarben, als wäre es Zaraat, der Aussatz. Worauf unser ehrwürdiger, unter Altersschwachsinn leidender Kohen über das Haus die Quarantäne verhängte. Bis irgendwann der lang ersehnte Regen den falschen Zaraat von den Wänden spülte.

Diese Farben übrigens habe ich bei einem reisenden und sehr hungrigen Händler erstanden. Im Tausch gegen eine halb tote Ziege desselben Kaleb, was man durchaus als ausgleichende Gerechtigkeit verstehen darf. Den Händler verschlug es in unsere Gegend, weil irgendein Witzbold ihm erzählt hatte, bei uns herrsche großer Mangel an Künstlermaterialien. Eigentlich war das nicht mal gelogen, Künstlermaterialien waren bei uns wirklich rar. Was sollten die Ziegenhirten und Köhler damit auch anfangen ...

Also, was tun? Mein Renommee hatte Kaleb, der alte Idiot, vollends ruiniert. Und die Familiensituation war auch kompliziert. Ich wohnte zu der Zeit im Haus meiner lautkehligen Tante, der Schwester meines verstorbenen Vaters, und ihres Mannes Motti, eines harmlosen und wortkargen Köhlers. Als junger Mann hatte er auch gewisse künstlerische Ambitionen gehabt. Er dichtete. Der Höhepunkt seines Schaffens war ein erotisches Poem in Aramäisch, eine Mischung aus

dem Lied der Lieder und Obszönitäten römischer Lyrik, das selbst den alten Soldaten Kaleb jedes Mal wie einen Jungen erröten ließ, wenn er es am Freitagabend mit seiner krächzenden Stimme in der Mikwe deklamierte:

... Oh, wie erhebt er sein Haupt von staub'gen Knien,  
Ziel aller Bestrebungen zwischen den Falten erahnend ...

Aber Motti hatte richtig Pech. Als sein noch zarter literarischer Ruhm bis zu den Ohren seiner Eltern – des düsteren Köhlers Abraham und der energischen Hebamme Malka – vordrang, beeilten sie sich, ihn mit meiner damals noch jungen, aber bereits lautkehligen Tante Geula zu verheiraten, und brachten ihn im Familiengeschäft unter. Der blühende Körper meiner Tante erstickte schnell alle literarischen Ambitionen, und einsetzender Kindersegen entsorgte sie ein für allemal.

Und selbst wenn ich mit seinem stillschweigenden Mitgefühl rechnen konnte, meine Tante war fest entschlossen, den bewährten Weg einzuschlagen und auch mich schleunigst zu verheiraten. Mit Dina natürlich. Nach dem Motto ›als Ehrenmann bist du nun verpflichtet ... Und Familienbetrieb ist auch nicht zu verachten ...‹ Und zungeschnalzend sagte sie: »Schau was für eine Blüte du bekommen würdest – ein Pfirsich von einem Mädchen!« Und wieder schnalzte die Zunge, als rinne ihr tatsächlich Pfirsichsaft übers Kinn. Ich wollte aber keinen Pfirsich haben. Gegen Dina persönlich hatte ich eigentlich nichts, obgleich der dunkle Schatten über ihrer Oberlippe eine für meinen Geschmack übertriebene Entschlossenheit und ein cholerasches Temperament versprach. Aber ich hätte mir wahrlich eine andere angeheiratete Verwandtschaft gewünscht als den penetranten alten Dummkopf Kaleb. Mottis Beispiel war auch nicht gerade dazu angetan, mir meine Aussichten zu versüßen – lieber blieb ich ein einfacher Ziegenhirt, dafür aber tagaus tagein an der frischen Luft, als dass ich

Köhler würde. Nur über meine Leiche! Was tun also? Sollte ich vielleicht tatsächlich von der Einladung Joseph ben Chaims Gebrauch machen und mich zu ihm nach Alexandria begeben? Der Gedanke gefiel mir zusehends. Einstweilen zog ich jedoch mit der von mir betreuten Ziegenherde in die Berge, um abzuwarten, bis sich der Skandal gelegt hatte, und um weitere Pläne zu schmieden. Und um zu träumen.

In den Bergen traf ich damals auch den besagten Händler, dem ich seine Farben abkaufte. Außer Farben hatte er noch eine dicke Rolle mit *papyri* dabei, die in unserer Gegend eigentlich sehr selten und teuer waren. Nun aber war er sogar froh, sie zu einem Bruchteil ihres Preises zu verkaufen, so hungrig war er, als er eines Abends auf einem klapprigen Esel reitend bei dem Feuer haltmachte, das ich gerade angefacht hatte, um mir mein Abendessen zu rösten. Ich lud ihn ein, sich mir anzuschließen und reichte ihm auch den Weinschlauch, dessen wir uns dann abwechselnd bedienten. Als ich ihm von meinen Umständen und Plänen erzählte, sah er mich mitleidig an und meinte, ich solle lieber heiraten und Köhler werden, als mich von Hirngespinsten leiten zu lassen. Und er wisse ganz genau, wovon er spreche, denn er habe ähnliche Träume gehabt, ging sogar bei einem Maler und Bildhauer in Tiberias in die Lehre. Und musste Schiffbruch erleiden, denn die wenigen prosperierenden Künstler teilten die wenigen Aufträge so unter sich auf, dass Außenseiter wie er, und wie auch ich einer sein würde, wenn ich darauf beharrte, keine Chance hätten, sich an diesen Fleischtöpfen gütlich zu tun. Ich wäre also gut beraten, mir diesen Unsinn aus dem Kopf zu schlagen. Und ob ich nicht wisse, was Kohelet gesagt habe? »... alle Mühsal und alles Können entsproßen dem Neid. Auch das ist Eitelkeit und Greifen nach dem Windhauch.«

Worauf er nach dem Weinschlauch griff. Je mehr er trank, desto klagender wurde seine Stimme. Und desto klarer wurde mir, dass ich einen verbitterten Pechvogel vor mir hatte, der vielleicht gar kein Talent besaß, während ich ... was genau ich besaß, wusste ich zwar auch nicht, aber das Gefühl, etwas zu besitzen, ein schöpferisches Potenzial vielleicht, dieses Gefühl verlieh mir eine fröhliche Überheblichkeit, deren Berechtigung erst noch zu beweisen war. Um ehrlich zu sein, ich schäme mich immer noch ein wenig deswegen, weniger wegen der Überheblichkeit selbst, sondern weil ich sie so unreflektiert auskostete. Am nächsten Morgen trottete der Händler bestens gelaunt von dannen, Kalebs Ziege vor sich hertreibend und ohne seine kaum verkäuflichen *papyri*.

Die *papyri* waren von minderer Qualität und dennoch das Beste, was ich bis dahin hatte, um darauf zu zeichnen. Das tat ich übrigens mit Holzkohle, an der es keinen Mangel gab. Da mir lediglich Ziegen als Modelle zu Diensten waren, füllten sich die Blätter eben mit Ziegen. Mir war es egal, was ich zeichnete. Ich war zufrieden.

Bis mich eines Tages eine Delegation, bestehend aus meiner Tante Geula, dem alten Kaleb und noch einigen besonders ehestiftungsfreudigen Verwandten beider Familien aufsuchte. Mir wurde dringend nahegelegt, Dina zu heiraten, da ich sie angeblich entehrt hätte. Da wurde ich richtig sauer. Haarklein habe ich ihnen auseinandergesetzt, dass, falls Dina tatsächlich entehrt wurde, ich damit nichts zu tun gehabt habe. Dass ich ferner an ihre Entehrung nicht glaube, dass vielmehr in dem alten Kaleb nur Erinnerungen an seine Jugendzeit hochkochten (altersbedingt alternativlos), als er angeblich noch syrisch-griechische Jungfrauen zu genießen imstande war, was ich allerdings stark bezweifle, so hohlbrüstig und schwächlich wie er aussah. Zugegeben, das war despektierlich, aber ich war

auch empört darüber, wie sie mich in die Enge zu treiben beabsichtigten.

Den nächsten Versuch, mich mit Dina zu verkuppeln, unternahmen sie, als ich einige Wochen später gezwungen war, die Herde wieder ins Dorf zu treiben. Statt eines eisigen Empfangs, den ich aus gutem Grund befürchtet hatte, wurde mir eine unerwartet gefühlvolle Aufnahme zuteil. Ich wurde umsorgt, gewaschen, gefüttert und gestreichelt. Am nächsten Tag sollte mein Geburtstag gefeiert werden, oder besser gesagt – nachgefeiert, denn tatsächlich lag er schon Wochen zurück. Zu dem Fest erschienen alle Nachbarn, auch einige entfernte Verwandte aus den Dörfern der Umgebung. Dina setzte man neben mich, was sie auch durchaus bereitwillig geschehen ließ, während Tante Geula mir bedeutungsvolle Blicke zuwarf. Es war offensichtlich, man wollte mich diesmal auf nette Weise rumkriegen und auch gleich unsere Verlobung verkünden. Frauen lachten, wackelten mit den Hüften und machten zweideutige Bemerkungen. Je älter sie waren, desto unverblümter waren ihre Anspielungen. Frauen scheinen überhaupt ihre Daseinsberechtigung vom Verkuppeln unschuldiger Mitmenschen abzuleiten.

Bei den Männern ist es übrigens andersherum – je älter sie sind, desto zurückhaltender werden sie in der Regel. Vielleicht weil sie wissen, was ihnen blüht, wenn sie sich erst auf dieses Spiel eingelassen haben. Nur in sehr hohem Alter und bei Witwern kippt ihre Schweigsamkeit gelegentlich um.

Was mich angeht, ich saß in der Falle. Es war abzusehen, würde ich mich weiterhin weigern, wären sie vermutlich sogar bereit, mir Dina ins Bett zu legen. Ich hätte das Mädchen sicherlich nicht zurückweisen können, die Versuchung wäre zu groß gewesen. Auch hätte Dina eine solche Zurückweisung nicht verdient. Also lächelte ich und suchte verzweifelt

nach einem Ausweg. Und ich fand ihn. Er war sicher nicht sehr elegant, aber mir war auch nicht nach Eleganz zumute, es ging mir schließlich um nichts anderes als darum, meinen Kopf aus der Eheschlinge zu ziehen. Oder zumindest den Zeitpunkt meiner Hinrichtung hinauszuzögern. So nahm ich bereits nach den ersten Bissen Reißaus, täuschte ein starkes Magengrimmen vor und schloss mich für den Rest des Abends auf dem Lokus ein. Die Idee dazu war mir noch vor dem Fest gekommen, und so hatte ich für diese Stunden der Einsamkeit vorgesorgt: Ich organisierte mir einen Weinschlauch und etwas Brot und lieh mir heimlich eine dicke Papyrusrolle aus der kleinen Büchersammlung meines wortkargen Onkels Motti (er versteckte seine Lieblingsbücher vor Tante Geula in einem Geräteschuppen). Das alles wartete hinter dem Wohnhaus auf mich, an der Außenwand des kleinen Lokushäuschens, unter einer Plane verborgen. Hier war ich einigermmaßen sicher vor den Heiratswütigen, die dann gelegentlich den Tisch verließen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mich zu ermahnen, ich solle mich beeilen, der Ziegenbraten sei vorzüglich und schon fast aufgeessen. Als Antwort gab ich nur gequälte Geräusche von mir, und so zogen sie unverrichteter Dinge von dannen. Die, die selbst rein mussten, denen blieb nichts anderes übrig, als ihre Bedürfnisse woanders zu befriedigen.

Die Papyrusrolle entpuppte sich ausgerechnet als die *ars amatoria* von Publius Ovidius Naso, genannt Ovid. Eine Anleitung, wie und wo man geneigte Frauen findet. Und nun sitze ich, das gejagte Wild, auf dem Lokus und lese:

Erstens bemühe du dich, was du lieben möchtest,  
zu finden,